



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Geigenmacher von Mittenwald

Denk, Victor Martin Otto

Regensburg, 1917

Siebentes Kapitel. Marquis Gresci

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99631](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99631)



Siebentes Kapitel.

Marquis Cresci.

Es war ein ungewöhnlich heißer Sommertag, als Matthias der Stadt Piacenza den Rücken kehrte. Die Sonne brannte mit einer afrikanischen Glut hernieder. Kein Windhauch strich durch die bleischwere Luft, und selbst die Platanen am Wege schienen ihren Schatten wie mit dumpfer Schwere zu werfen. Im Westen häuften sich hinter dunstigen Höhenzügen schwarze Wolken, deren Säume schmutziggelb angelaufen waren, zum Zeichen, daß ein heftiges Gewitter im Anzug war.

Nicht ohne Besorgnis blickte Klotz auf die düstere Masse am Horizont. Er beschleunigte seine Schritte, um noch vor Ausbruch des Unwetters das nächste Dorf zu erreichen, dessen Kirchturm ihm aus einiger Entfernung entgegenwinkte.

Jetzt grollte es dumpf in den Gewitterwolken. Immer näher rollte die gewaltige Stimme, einzelne Blitze durchzuckten das Gewölk, das sich mit unheimlicher Schnelle am Firmament auszudehnen begann.

und das Antlitz der Sonne bedeckte. Der Wind erhob sich und sauste durch die Bäume. Es fielen bereits schwere Tropfen auf den Weg, und wenn sie niederschlugen, wirbelten die Stäubchen auf.

Matthias erreichte die ersten Häuser des Dorfes. „Gott sei Dank!“ sagte er zu sich, als er die Osteria, das bescheidene Wirtshaus des Ortes, betrat. Es war aber auch höchste Zeit für ihn gewesen, unter Dach zu kommen, denn in diesem Augenblicke begannen die tobenden Elemente, sich in voller Wucht auf die Landschaft zu stürzen. Blitz auf Blitz zischte herab, der Donner klorrte unaufhörlich, so daß die Erde wie in tausend Angsten zitterte und bebte. In Gießbächen rauschte es aus den Wolken, und bald schossen die schmutzigen Wasser gurgelnd durch das Dorf.

Auf einmal fuhr eine Feuergarbe nieder, ein betäubender Krach raste hinterdrein — der Blitz hatte in das höchst gelegene Haus des Dorfes, in die Villa des Dorfherrn, eines Marquis Cresci, eingeschlagen. Jetzt verkündete aufsteigender Qualm, daß das himmlische Feuer gezündet habe. Zum Unglücke ließ der Regen nach, so daß das rote Element sich rasch ausbreiten konnte. Die Flammen stiegen vom Dache des Hauses auf, schwarzer Rauch wälzte sich ihnen gierig nach, und in wenigen Minuten brannte das ganze Dach lichterloh. Die Dorfbewohner eilten helfend herbei und suchten zu retten, was zu retten war. Eben wurde die Herrin herausgeführt, sie war betäubt vor Schrecken. Ein alter Diener führte drei kleine weinende Kinder ins Freie.

In der frischen Luft kam die Dame rasch wie-

der zu sich. Mit angstvollem Blicke sah sie suchend umher.

„Wo ist mein Gatte?“ rief sie. „Er wird doch nicht mehr im Hause sein? . . . Mein Gott!“

„Ich sah ihn noch in dem blauen Zimmer, als ich mit den Kindern die Treppe herabeilte,“ antwortete der Diener.

„Ach, mein Gatte!“ jammerte die junge Frau in steigender Angst. „Er wird doch nicht . . .? Gott, mein Gott! . . . Carlo, bleibe bei den Kindern, ich will selbst nach ihm schauen!“

Carlo hielt die Marquise zurück.

„Nein, gnädige Frau,“ sagte er, „Ihr dürft Euch nicht in Gefahr begeben. Der Herr Marquis wird . . . er muß gleich erscheinen . . .“

Aber die Stimme des guten Alten zitterte, als er diese beruhigenden Worte an seine Herrin richtete. Diese hatte sich mit ihren Kindern, von denen das älteste ein zehnjähriges Mädchen war, unter das vorspringende Dach eines benachbarten Hauses geflüchtet, und hier mußte sie Zeuge sein, wie das Feuer grausam ihr schönes Heim zerstörte.

Die ganze Einwohnerschaft des Ortes beteiligte sich in irgend einer Weise am Rettungswerke. Während die Männer Einrichtungsgegenstände aus dem Hause schleppten oder mittels schwankender Leitern auf das brennende Dach mit gefüllten Wassereimern kletterten, bildeten Greise, Weiber und Kinder lange Ketten bis zum Dorsteiche, um sich einander die Eimer in die Hände zu spielen.

Aber diese Menschen vermochten der Wut des

Feuers nicht Herr zu werden. In raschem Laufe dehnte sich die wilde Lohe aus, schon hatte sie die Mauern ergriffen und war ins Innere gedrungen, jetzt leckten die roten Zungen durch die Fenster.

Auf einmal hörte man die Leute rufen:

„Die Stiege brennt! . . . Gnädiger Herr! . . . Gnädiger Herr! . . . Schnell heraus!“

„Jesus! Mein Gatte! Mein Gatte!“ rief die Marquise entsetzt, und wie eine Wahnsinnige stürzte sie fort. Der alte Carlo vermochte sie nicht mehr zurückzuhalten. Doch ehe sie in das brennende Haus gelangen konnte, hatte sich ihre übrige Dienerschaft, die an der Rettungsarbeit beteiligt war, bereits ihrer angenommen und sie mit freundlicher Gewalt gehindert, in ihr eigenes Verderben zu rennen.

In der Eile und im Schrecken hatten die Diener ganz und gar ihres Herrn vergessen. Nur die Dorfleute hatten den Marquis vorhin auf einen Augenblick an einem der Fenster bemerkt, dann war er plötzlich verschwunden.

Mehrere beherzte Männer wollten jetzt die Stiege hinauseilen, die nach dem Familiengemache führte, aber sie wurden von den Flammen und dem Rauch, die sich ihnen entgegenwälzten, zurückgetrieben. Es schien keine Möglichkeit gegeben, jetzt noch ins Innere des Hauses zu dringen.

Auf einmal wurde eine männliche Gestalt bemerkbar, die ungeachtet der vom Dache stürzenden Trümmer mit wahrer Todesverachtung eine Leiter hinaufkletterte und behende, wie ein Eichhörnchen, sich über die Fensterbrüstung schwang. Raum war der Bühne

dort angelangt, als dicke Rauchsäulen aus den Fenstern ins Freie schoßen. Durch die schwarzen Massen schimmerte das Feuer, das im nächsten Augenblicke zum Gemache herausloderte.

Gleich zu Beginn des Brandes hatte Matthias eifrigst bei den Löscharbeiten mitgeholfen. Als er aber hörte, daß der Herr des Hauses vermißt werde, da war sein Entschluß gefaßt — er wollte sein eigenes Leben für den bedrohten Mann wagen. Und flugs eilte er die Leiter hinan.

„Wer ist der da droben? . . . Welch eine Verwegenheit! . . . Er wird verunglücken! . . . Er ist verloren!“

Diese Worte drangen aus dem Munde der Dörfler, die voll Erstaunen dem Unbekannten zusahen, wie er sich mutig der verderblichen Glut entgegenwarf. Niemand kannte ihn, niemand wußte zu sagen, wer und woher er sei.

Das Gemach, worin Matthias sich jetzt befand, war vollständig in Rauch gehüllt, so daß er kaum zu atmen vermochte. Mehrmals mußte er ans Fenster zurück-eilen, um frische Luft zu schöpfen. Plötzlich berührte sein Fuß einen menschlichen Körper, der auf dem Boden lag. Aber der dichte Qualm verhinderte Matthias, mehr als die verschwommenen Umrisse des Körpers unterscheiden zu können. Er besann sich auch nicht lange, sondern bückte sich rasch und schleppte den Leblosen zur Fensterbrüstung hin, wo an der Außenseite die Leiter lehnte. Hier holte Klok noch einmal tief Atem, dann legte er unter Aufbietung aller seiner Kräfte den Körper über die Schulter und betrat lang-

sam und vorsichtig das Gesimse des Fensters. Jetzt stellte er den Fuß auf die Leiter, und nun kletterte er behutsam nieder, mit einer Hand seine Last, mit der andern sich selbst an den Sprossen festhaltend. Es war eine schwierige Arbeit, dennoch erreichte der Mutige den Boden. Da aber brach er ohnmächtig zusammen.

Von allen Seiten nahte Beistand, und während ein Teil der Leute sich um den Marquis annahm, der bewußtlos neben seinem Retter lag, bemühten sich die andern um Matthias. Schon nach kurzem kam dieser wieder zu sich, und seine erste Frage galt der von ihm geretteten Person.

„Ihr habt den Marquis, unsern Herrn, gerettet,“ sagten ihm die Leute, und man überhäufte ihn mit Lobsprüchen.

„Ah,“ machte Matthias, indem er mit der von Rauch geschwärzten Hand über das Gesicht fuhr. „Gebt mir einen Trunk Wasser,“ bat er mit müder Stimme. „Die Zunge klebt mir am Gaumen.“

Sogleich rannte ein Mann in das nächste Haus, aus dem er mit einem gefüllten Trinkgeschirr zurückkehrte.

„Hier, da ist Wein und Wasser,“ sagte der hilfsbereite Dörfler, „das wird Euch gut tun.“

Matthias führte das Geschirr an den Mund. Der Trank stärkte ihn. Mit einem Worte des Dankes reichte er das Gefäß zurück.

Mittlerweile war es gelungen, den Marquis seiner tiefen Betäubung zu entreißen. Seine Gemahlin selbst hatte die Wiederbelebungsversuche geleitet.

Kloß vernahm noch die lauten Freudenrufe der Marquise und der Personen, die ihr Hilfe geleistet hatten. Jetzt zog er sich vom Brandplatze zurück, er fühlte, daß er der Ruhe bedürfe. Sein Kopf schmerzte ihn, auf seiner Brust lag ein dumpfer Druck, der von dem eingeatmeten Rauch herrührte.

„Wo ist der Fremde, der meinen Gemahl gerettet hat?“ fragte die Marquise, und ihr Blick wanderte begierig umher.

Man antwortete ihr, er sei vor einigen Augenblicken noch zugegen gewesen.

Die Marquise befahl einem ihrer Diener, sogleich nach dem Fremden zu suchen. Sie selbst aber zog sich, da der Regen von neuem einsetzte, mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in dasselbe Haus zurück, aus dem man vorhin für Matthias den Labetrunk geholt hatte, und hier gewann der Marquis unter fortgesetzter Anwendung von stärkenden Essenzen seine vollen Lebenskräfte rasch wieder.

Dank den Bemühungen der Dörfler und dem zunehmenden Regen ließ die Wut des Feuers allmählich nach, und bald war die letzte Glut gelöscht; nur da und dort kräufelte noch schwacher Qualm empor. Und nun sah man auch, daß der Schaden, den die Feuersbrunst angerichtet hatte, den anfänglichen Befürchtungen nicht entsprach. Nur das Dach war abgebrannt und auch ein Teil der Wohnräume von Flammen und Wassermassen stark mitgenommen worden.

Matthias hatte sich nach der Osteria begeben. Dort reinigte er sich zuerst an Gesicht und Händen von Ruß und Schmutz, dann setzte er sich in der

Gaststube hinter den Tisch und schlummerte ein, von der Anstrengung und Aufregung überwältigt.

Plötzlich wurde er heftig aus dem Schlafe gerüttelt. Er hob den Kopf, rieb sich die Augen und sah verwundert um sich, als wolle er fragen, wo er sich befinde.

„Was will man denn von mir?“ lallte er, drei oder vier Leute anstarrend, die vor ihm am Tische standen.

„Meine gnädige Frau läßt Euch suchen,“ antwortete einer von ihnen.

„Das ist ein Diener des Marquis,“ erklärte der Wirt dem Matthias, der sich vor Schlaftrunkenheit nur schwer in seine Lage finden konnte. „Ihr habt doch den Herrn Marquis gerettet . . . Seht sucht man Euch . . . So geht doch,“ drängte der Wirt.

Da ging die Türe der Gaststube auf, und zum großen Erstaunen der Anwesenden trat die Marquise herein.

„Der ist's, Euer Gnaden,“ belehrte der Wirt die Dorfherrin, indem er auf den jungen Fremden deutete, der noch immer auf dem gleichen Flecke saß und sich um seine Umgebung nicht zu kümmern schien.

Die Marquise schritt auf den Jüngling zu.

„Ich höre, Ihr seid der Retter meines Gemahls,“ redete sie ihn mit freudig bewegter Stimme an. „O, wie können wir Euch genugsam danken für eure edle Tat!“

Jetzt erst erhob sich Matthias; er machte eine leichte Verbeugung, die etwas linkisch ausfiel, und sagte verlegen:

„Das braucht es nicht, gnädige Frau. Ich würde

es nochmal tun, wenn es sein müßte . . . Wenn mir Gott nicht geholfen hätte, so . . .“

Die Marquise ließ ihn nicht ausreden, sondern faßte seine rechte Hand und schüttelte sie sanft mit den Worten:

„Ja, Gott hat uns beigestanden, das ist wahr . . . Und wie wir ihm danken müssen, so sind wir auch Euch Dank schuldig. Weil aber mein lieber Gemahl sich noch nicht stark genug fühlt, um Euch begrüßen und selbst danken zu können, so bin ich in seinem Auftrag hierher gekommen . . . Ich hoffe, Euch morgen bei uns zu sehen . . . Wenn ich nicht irre, seid Ihr ein Deutscher, nicht wahr? . . . Euer Gesicht und zum Teil auch euer Italienisch läßt es mich vermuten.“

„Ja, gnädige Frau, ich bin aus Mittenwald . . .“

„Mittenwald,“ wiederholte die Marquise sinnend. „Der Name ist mir nicht unbekannt . . . Und wohin wollt Ihr jetzt, guter Freund? . . . Und wie heißt Ihr?“

Matthias gab ihr in einigen Worten Auskunft über Name und Stand, woher er komme und wohin er wolle.

„Nun, mit dem Weiterreisen hat es keine Eile,“ entschied die Marquise und ein liebenswürdiges Lächeln flog um ihre Lippen. „Das hat auch morgen noch Zeit. Tragt Sorge,“ wandte sie sich jetzt an den Wirt, „daß diesem jungen Manne auf unsere Kosten die beste Pflege zuteil wird und laßt es ihm an nichts fehlen. Morgen wird ihn dann mein Gemahl zu sehen wünschen.“

Der Wirt verbeugte sich gehorsam; im Geiste be-

rechnete er bereits, was ihm der Aufenthalt des Fremden einbringen werde.

„Und noch eins, Bellico,“ sagte sie zu dem Eigentümer der Osteria, „ich mache Euch verantwortlich dafür, daß uns der junge deutsche Held nicht unbemerkt entwischt . . . Laßt ihn nicht wegziehen ohne unsere Erlaubnis. Versteht Ihr?“

„Gewiß, Euer Gnaden, es soll alles geschehen, wie Euer Gnaden befehlen,“ versetzte der Wirt, und diesmal schmunzelte er sogar ein wenig.

Die Marquise dankte dem Retter ihres Gemahls noch einmal, dann verließ sie ihn mit dem Wunsche, ihn morgen gekräftigt wieder zu sehen, denn sie merkte wohl, daß er übermüdet und der Ruhe bedürftig sei.

Zudem war auch die Tageszeit schon ziemlich vorgeschritten, und bis zum Untergang der Sonne währte es nicht mehr lange.

